



Transkription Interview Karpatendeutsche aus Ruthenien

Ein Projekt der Beauftragten der Bayerischen Staatsregierung für Aussiedler und Vertriebene, Sylvia Stierstorfer, MdL.

Die Sudetendeutschen und die Deutschen aus Russland sind die größten, aber auch von vielen anderen Landsmannschaften hat man schon gehört. Sie sind immer mal wieder in der Öffentlichkeit präsent. Es gibt jedoch auch einige kleinere Landsmannschaften, die nur Wenige kennen. Dabei haben auch sie etwas zu erzählen! In dieser Interviewserie stellt die Beauftragte der Bayerischen Staatsregierung für Aussiedler und Vertriebene, Sylvia Stierstorfer, MdL, einige von Ihnen vor.

Teil 3: Die Karpatendeutschen aus Ruthenien

Interview der Beauftragten der Bayerischen Staatsregierung für Aussiedler und Vertriebene, Sylvia Stierstorfer, MdL, mit Nadja Atzberger, Vorsitzende der Landsmannschaft der Karpatendeutschen aus Ruthenien in Bayern.

Sylvia Stierstorfer: Ich freue mich sehr, liebe Frau Atzberger, dass wir heute ins Gespräch kommen. Sie sind die Vorsitzende der Karpatendeutschen, Landesverband Ruthenien. Das ist ganz spannend. Vielleicht erzählen Sie ein bisschen was: Woher Sie genau kommen und warum Sie sich hier bei der Karpatendeutschen Landsmannschaft Ruthenien engagieren würde mich auch interessieren als Beauftragte der Staatsregierung, die bei diesem Thema mit zuständig ist.

Nadja Atzberger: Herzlichen Dank, dass ich eingeladen wurde zu diesem Interview. Das hat mich total gefreut! Und dann würde ich vielleicht erstmal mit mir beginnen. Sie haben schon gesagt: Ich bin Nadja Atzberger, ich bin 38 Jahre alt und bin in der heutigen Westukraine, das ist die Karpatoukraine, geboren. Ich selbst bin erst 1991 aus der heutigen Ukraine hier nach Deutschland migriert und ich muss sagen, ich konnte zu dem Zeitpunkt kein einziges Wort Deutsch. Das einzige, was ich konnte, war das Vater Unser. Das lag vor allem daran, dass mein Vater als Deutscher in der damaligen Sowjetunion so ein paar Nachteile in seinem Leben erfahren hat und er uns Kinder immer schützen wollte. Er wollte nicht, dass wir da in der Schule irgendwie Nachteile haben oder so. Aber die komplette Verwandtschaft, mein Onkel, meine Tante, Oma, Opa, die haben alle Deutsch gesprochen. Und weil ich gesagt hab zu mir selbst: Ich bin hierhergekommen, ich habe ganz schnell die deutsche Sprache gelernt, bin aufs Gymnasium gekommen und habe Mathe studiert, habe zu arbeiten begonnen. Und inzwischen bin ich verheiratet und habe eine zehnjährige Tochter.

Sylvia Stierstorfer: Ja perfekt! Was war der Auslöser dann, dass Sie sich engagieren für die Landsmannschaft?

Nadja Atzberger: 1996 gründeten einige unserer Landsleute damals schon die Karpatendeutsche Landsmannschaft Ruthenien am Standort Ingolstadt. Damals war es das Ziel – Wie gesagt so in den 90er Jahren oder Anfang der 90er Jahre war so diese große Welle, dass viele unserer Landsleute hierhergekommen sind und es war einfach das Ziel diesen kulturellen Kontakt zu pflegen und natürlich auch diese – unser Brauchtum, dass das



Die Beauftragte der Bayerischen Staatsregierung für Aussiedler und Vertriebene

nicht komplett hier verloren geht. Wir waren ja verstreut in ganz Deutschland. Aber auch die Betreuung der Landsleute, gerade auch in sozialer oder kultureller Hinsicht. Für die, die gekommen sind war es auch schwierig so die Anträge auszufüllen, was muss man alles beachten und so weiter. Was mir als Jugendliche damals so im Kopf geblieben ist: Es gab damals die ersten großen Treffen. Neben dieser Welle in den 90er Jahren gab es ja die Ersten von unseren Landsleuten, die bereits während des Krieges geflüchtet sind und hier in Deutschland geblieben sind. Andere Landsleute sind dann Anfang der 70er Jahre ausgewandert. Ich habe vorhin gesagt, so diese große Auswanderungswelle dann 91 bis 95. Und weil wir so verstreut in ganz Deutschland waren, gab es 1996 dann dieses erste große Treffen. Ich habe das noch so vor meinem inneren Auge: Die Familien, die Freunde, Nachbarn, die sich alle zum ersten Mal seit Jahren wiedergesehen haben. Das war so bewegend! Da waren 500-600 Leute in einem Raum, die haben sich umarmt, die haben sich gefreut. Ich meine auch für mich damals - ich war ja damals 14 Jahre alt, beim ersten Treffen – das war ein unglaubliches Gefühl! Wir haben als Jugendliche bei diesem Treffen geholfen es vorzubereiten, bei den Planungen, bei den Einladungen und so weiter. Damals war es so, dass alle zwei Jahre diese Treffen deutschlandweit, zwar immer am Standort Ingolstadt aber Leute kamen von ganz Deutschland und haben sich getroffen. Und das hat sich so in mein Gedächtnis eingebrannt. Bis heute. 2002 war es dann leider so, dass – gab es zu Wenige, die sich engagiert haben, hat man entschieden den Verein damals stillzulegen. Nun aber zu mir, warum engagiere ich mich denn heute? 2016 waren es 70 Jahre seit der Vertreibung. Sowohl mein Opa als auch meine Oma haben die Vertreibung selbst erlebt.

Sylvia Stierstorfer: Ihre Großeltern sind praktisch nach dem Krieg dann vertrieben worden?

Nadja Atzberger: Genau, sie sind nach dem Krieg nach Sibirien vertrieben worden. Und ich werde das nie vergessen: Ich habe – es war April 2016, ich habe die Zeitung aufgeschlagen, und da stand da, ja dieses Jahr 70-jähriges Jubiläum der Vertreibung. Ich habe die Zeitung angeguckt und dachte „Das gibt es doch nicht. Das sind jetzt 70 Jahre und bei uns kümmert sich gar keiner. Der Verein ist stillgelegt, es gibt überhaupt niemanden, der dem gedenkt. Also ob jetzt meine Großeltern, ob deren Geschwister, ob andere aus unseren Dörfern – Es sind ja noch ganz viele die ja leben, das alles ja noch miterlebt haben – Wird jetzt gar keiner daran denken?“ Ich fand das, das war – ich weiß nicht, ob Sie das nachfühlen können – Das fand ich einfach schlimm. Und dann dachte ich „Nein, schon für meine Großeltern möchte ich nicht, dass das so ist.“ Und habe dann, gerade, wie gesagt, für diese ältere Generation, das war einer meiner Hintergründe, gedacht: Das müssen wir anders machen. Ich möchte, dass auch diesen Menschen, daran erinnern, daran denken und ich möchte auch so eine kleine Anerkennung, dass sie wissen, wir haben es nicht vergessen. Aber das Zweite war, da war meine Tochter sechs Jahre alt, ist gerade in die Schule gekommen, in die erste Klasse. Und da dachte ich, meine Tochter, die wusste zu dem Zeitpunkt gar nicht, wie die Geschichte unserer Familie so war. Und da dachte ich sie würde ja gar nicht wissen und sie würde auch nie verstehen, woher die Mama stammt, wieso die Mama nicht hier geboren wurde und wieso ich aber trotzdem eine Deutsche bin und wieso ihre Mama andere Bräuche pflegt als zum Beispiel die Nachbarn hier. Das war so der zweite Punkt, wo ich mir dachte, meine Tochter sollte doch auch wissen, dass ich nicht die Einzige bin, die zwar deutsch ist aber hier nicht geboren wurde. Das waren so diese zwei Stränge oder die zwei großen Gründe in meinem Herzen, warum ich gesagt habe „das mache ich anders.“ Und ich habe dann entschieden auf eigene Faust ein Treffen zu organisieren. Wie gesagt zu dem Zeitpunkt war ja der Verein stillgelegt und ich habe mit den ehemaligen Vereinsmitgliedern telefoniert, habe mir so alte Adresslisten geben lassen, habe ein paar andere, ebenfalls Karpatendeutsche, habe mit denen telefoniert, habe zwei, drei Helfer organisiert und dann haben wir am 3. Oktober 2016 so ein Treffen organisiert. Mit einem gemeinsamen Gottesdienst, mit einer



Die Beauftragte der Bayerischen Staatsregierung für Aussiedler und Vertriebene

historischen Ausstellung, einfach aus der Vergangenheit, mit alten Bildern, mit der Zeit in Sibirien und so weiter. Und bei diesem Treffen habe ich dann auch organisiert, dass es dann kurz so eine Geschichtslesung gibt, ein bisschen auch, was ist vor 70 Jahren überhaupt passiert, und anschließend gab es eine Feier einfach mit Musik und Tanz und Freude. Und ich glaube das war ein ganz besonderes Andenken. Und gerade für die Betroffenen im Saal, die das erlebt haben, war das eine großartige Anerkennung. Ich muss sagen mich hat es persönlich damals selbst überwältigt, weil es waren 250 Personen anwesend bei dem Treffen. Hätte ich, als ich begonnen habe das zu organisieren, nie im Leben geglaubt. Und bei diesem Treffen habe ich damals gerade mit den jungen Leuten gesprochen, habe gefragt „Hey, aber müssten wir da nicht etwas tun, dass das aufrechterhalten wird. Nicht nur für uns, sondern natürlich auch für unsere Nachkommen.“ Wir organisieren wieder Treffen, wir machen wieder Weihnachtessen, haben auch schon eine Reise in die Karpatoukraine organisiert, haben eine kleine Vereinszeitung herausgebracht, gerade so mit Geschichten und Interviews von unseren Landsleuten. Wir versuchen auch den Kontakt zu halten mit den Deutschen, die noch in der Karpatoukraine leben - das sind nicht mehr Viele, es sind nur noch 13.000, aber ich glaube, es ist wichtig, dieses Zeichen zu haben oder dieses Zeichen zu setzen - und machen so kleine Projekte, zum Beispiel, dass wir mal ein Kreuz auf einem deutschen Friedhof restaurieren oder dass wir auf den Friedhöfen, gerade auf den deutschen Friedhöfen Ordnung zu halten, das ist womit wir uns beschäftigen.

Sylvia Stierstorfer: Ein Teil meiner Familie, von meinem Vater sind ja auch vertrieben worden, das sind Sudetendeutsche. Das heißt, deshalb weiß ich auch, wie einen das Thema beschäftigen kann, was die Geschichte betrifft und das weiterzugeben. Und das war ziemlich spannend, das ist ja eigentlich die Aufgabenstellung: Wir haben im Grunde das Jugendforum, das erste Jugendforum, im Bayerischen Landtag gehabt, das war vor Corona, und da geht es um die Themen, wie kann man das in die nächsten Generationen, wie kann man das weitergeben, auch was die Wertschätzung und das Kulturelle betrifft und das Wissen betrifft. Das finde ich super, dass Sie das so machen. Wie hatten Sie das Gefühl, wie haben Ihre Landsleute in der alten Heimat gelebt, wie war die berufliche Stellung, die gesellschaftliche Stellung, wie war das Verhältnis zur Mehrheitsbevölkerung? Sie haben es ja schon angedeutet, das war wahrscheinlich teilweise schwierig, oder?

Nadja Atzberger: Ich glaube da muss ich ein bisschen ausholen. Bevor ich jetzt sage, wie sie gelebt haben oder welchen Beruf sie hatten, ich glaube da muss ich kurz erklären woher kommen wir eigentlich und wie sind die Deutschen da überhaupt hingekommen? Also die Karpatendeutschen aus Ruthenien, ich habe es ja am Anfang schon gesagt, wir kommen aus der heutigen Westukraine, die Karpatoukraine. Aber als die Deutschen dahingewandert sind, da war das ja nicht Ukraine, sondern dieses Stück Land war damals ein Teil von Österreich-Ungarn. Also damals war es „Oberungarn“, hieß es. Und es war ja erst 1726, also es ist noch gar nicht so lange her, da erhielt der Kurfürst Lothar Franz von Schönborn vom Kaiser Karl dem VI. diesen Besitz in Osteuropa. Das ist alles um die heutige Stadt Mukatschewo herum und so ein Großgrundbesitz. Dieses Stück Land hat er damals bekommen aber in diesem Stück Land gab es kaum Menschen die da gelebt haben. Weil davor waren ja die Kriege der Habsburger Monarchie und dem Osmanischen Reich. Das Gebiet war verwüstet, es gab einen enormen Menschenmangel. Dann hat die Familie Schönborn wirklich um Siedler geworben. Das war so ab 1730 herum. Und dann kamen am Anfang vor allem Familien aus Franken. Später, sie haben ja vorhin gefragt was war so das Verhältnis zur Gesamtbevölkerung, also die Deutschen haben damals ungefähr zehn Prozent der Gesamtbevölkerung ausgemacht, die dann gekommen sind. Ende des 18. Jahrhunderts kamen dann auch Einwanderer aus Böhmen, Schwarzwald, Sudetenland und Österreich. Der Graf Schönborn hat natürlich Bauern und Handwerker vor allem zu sich



Die Beauftragte der Bayerischen Staatsregierung für Aussiedler und Vertriebene

geholt. Das heißt zu Beginn die Menschen, die da angekommen sind, waren wirklich Handwerker und Bauern, die Land bekommen haben, damit sie für den Grafen Acker bearbeiten. Und weil es eben Oberungarn war, gab es immer schon ganz viele Bevölkerungsgruppen. Und egal, in welchen Geschichtsbüchern man das sieht, es war immer ein sehr friedliches und freundschaftliches Zusammenleben. Und die Deutschen, gerade die deutschen Handwerker, die waren immer hoch angesehen. Das heißt als die gekommen sind, war das ein tolles Miteinander. Man muss jetzt sagen, sowohl in der Zeit, als es zu Ungarn gehört hat, als auch später - von 1919 bis 1939 gehörte es ja zur Tschechoslowakei – hatten die Deutschen immer ihre eigenen Schulen, ihre eigenen Kirchen. Die waren meist in ihren eigenen innerdeutschen Dörfern. Die Namen wurden zwar jetzt während der ukrainischen Zeit alle geändert aber die hießen Unterschönborn, Sophiendorf, Neudorf, Mädchendorf. Also wirklich deutsche Namen. Und die Deutschen konnten auch ihre Traditionen, ihre Bräuche, ihre Sprache, konnten sie über diese ganze Zeit auch aufrechterhalten, weil sie meistens in deutschen Dörfern waren. Es waren nur sehr wenige Deutsche, die wirklich in gemischten Dörfern gelebt haben. Sie hatten noch gefragt, glaube ich, nach der Religion. 98 Prozent der Deutschen, die eingewandert sind, das waren alles Katholiken. Später waren es natürlich nicht nur Handwerker und Bauern, dann gab es auch deutsche Bürgermeister, deutsche Richter, deutsche Lehrer, etc. Also auch mein Uropa, Joseph Friedberger, war damals Richter und Bürgermeister in [leider nicht zu verstehen], das ist ein Dorf, in dem sowohl Deutsche als auch Ruthenen gelebt haben. Ich glaube das Verhältnis wurde erst schwieriger in der Sowjetischen Zeit. Ich glaube viele mussten einfach mit dem leben, dass die Deutschen den Krieg verloren haben und da gab es auch die ein oder andere Beschimpfung, die man ertragen musste oder man konnte halt nicht alle Berufe ausüben, weil bestimmte Dinge für die Deutschen einfach nicht erlaubt waren. Ich meine klar habe ich die ein oder andere Geschichte von meinen Eltern oder Großeltern gehört. Aber ich glaube so im Großen und Ganzen: Man wusste, wie man mit der Situation umzugehen hatte. Und, was einfach immer der Fall war und was bis heute noch der Fall ist, die Deutschen wurden immer als sehr fleißig angesehen. Ich glaube das war das, was ihnen dieses Leben dort dann auch erleichtert hat in der Sowjetischen Zeit.

Sylvia Stierstorfer: Jetzt habe ich eine Zwischenfrage: Sie haben gesagt, Ihre Großeltern wurden dann vertrieben. Wohin wurden die vertrieben?

Nadja Atzberger: Nach Sibirien. Das war nach dem Krieg, genau. Vertrieben wurden aber nur die Familien, die während des Krieges versucht hatten, nach Deutschland zu flüchten. Also es gab einen großen Unterschied: Die Familien, die während des Krieges ihren Wohnort, ihr Haus nicht verlassen hatten, die wurden nachher nicht vertrieben. Die konnten quasi auch weiterhin, also zum Beispiel im Dorf Pausching gab es ganz viele, die einfach geblieben sind. Und da gibt es nur ganz, ganz vereinzelt Familien, die vertrieben wurden, weil dann jemand zum Beispiel bei den SS dann mit dabei war oder so. Aber die Familien, die versucht haben während des Kriegsendes und als die gehört haben, die Russen kommen, die dann versucht haben 1944 zu flüchten, das waren die, die dann vertrieben wurden. Und zwar alle zusammen aus diesem Gebiet Mukatschewo, aus allen Dörfern war das am 6. März 1946, das hat mir mein Opa sehr, sehr häufig erzählt. Der hat gesagt „das war am Aschermittwoch, als dann das Militär kam und dann den Menschen gesagt hat, sie sollen jetzt mal ihre Sachen packen, Essen und Kleidung.“ Und dann wurden die ja auf so russischen Militärwägen erstmal nach Mukatschewo an die Schule gebracht und als dann alle Deutschen aus dem gesamten Lankreis zusammengetrieben wurden, in Viehwaggons gepackt und quasi in den Zug und keiner wusste wohin und jeder hatte nur ein bisschen Essen und ein paar Kleidungsstücke gepackt und mein Opa hat immer gesagt, die Wärter haben ja russisch gesprochen. Und die Deutschen aus den Deutschen Dörfern, die haben



Die Beauftragte der Bayerischen Staatsregierung für Aussiedler und Vertriebene

vielleicht ein paar Wörter Ungarisch gekonnt oder ein paar Wörter Slowakisch, weil ja einfach das Land nie vorher zu Russland gehört hat haben halt die Deutschen, die dort gelebt haben auch kein russisch verstanden oder das auch nicht sprechen können. Und dann hat er gesagt „ja und dann fuhr der Zug und man konnte niemanden fragen „Wohin fahren wir denn überhaupt?““ Er hat gesagt „aber das Schlimmste, das Schlimmste war, als der Zug in Moskau stehengeblieben ist und die Russen gesagt haben „Banja, Banja, Banja“ – und keiner hatte gewusst, was das ist.“ Und dann sollten die sich alle ausziehen, Frauen und Männer getrennt und alle Deutschen. Es gab wohl ein Geschrei und Geheul, weil alle gedacht haben, dass sie jetzt genauso vergast werden, wie der Hitler das mit den Juden gemacht hat. Aber dabei kamen die einfach in ein Dampfbad und wurden mit heißen und dann mit kaltem Wasser abgegossen. Das hat aber wie gesagt keiner gewusst vorher oder keiner verstanden. Wie gesagt ich kenne das nur aus den Erzählungen von meinem Großvater und seiner Cousine und so. Das war der Wahnsinn. Das kann man sich gar nicht vorstellen, wenn man von Leuten angetrieben wird, natürlich von Wächtern, die mit Waffen neben einem stehen und man weiß und man weiß halt nicht was als nächstes passiert und ich glaube das prägt sich halt wahnsinnig ein. Die wurden dann von Moskau weiter mit dem nächsten Zug nach Tjumen, das ist Mitten in Sibirien, und ich habe ja viele Interviews geführt, auch für die Vereinszeitung und die Frage war dann „an was können Sie sich noch erinnern?“ Und sie sagen alle, also in der Ukraine war es ja wie gesagt langsam Frühling, die hatten alle nicht diese warme Kleidung an für sibirische Verhältnisse und dann sind die da angekommen, wurden auf LKWs gepackt, hatten nur leichte Jacken an und es war so – muss bitter, bitter kalt gewesen sein. Es gab einige, die während dieser Vertreibung schon, während des Weges schon, erfroren sind. Und dann kamen sie in unterschiedliche Dörfer in Sibirien an und mussten arbeiten. Wenn man sich mit den Menschen unterhält, denen kamen immer die Tränen, nicht so sehr wegen der Kälte oder dass man arbeiten musste, sondern dass es diese Hungersjahre in Sibirien wohl gab. Und die Ration, die man täglich bekommen hat, waren genau 250g Brot. Das war das, was man für diesen Tag bekommen hat. Und wenn man nicht früh genug da war um sich anzustellen, mit dem entsprechenden Markerl, dann konnte es passieren, dass man gar nichts zu essen bekommen hatte.

Sylvia Stierstorfer: Und ihre Großeltern? Sind die dann wieder zurückgekommen später oder sind die dann nach Deutschland ausgewandert?

Nadja Atzberger: Also die haben versucht schon 1960 aus Sibirien einen Weg zu finden nach Deutschland zu kommen, das hat so aber nicht geklappt und deshalb haben sie sich entschieden 1960 zurück in die Karpatoukraine zu kommen. Die sind dan da angekommen, also wie gesagt in der ehemaligen Karpatoukraine, Häuser sind natürlich besetzt, und sie haben halt festgestellt, dass sie da als Deutsche nicht mehr willkommen waren. Also dass es in diesen 46 bis 60, knapp 40 Jahren einen großen Wandel gab und man früher friedlich und gut zusammengelebt hat und dass es sich geändert hat.

Sylvia Stierstorfer: Mhm. Aber sie konnten wieder zurück von Sibirien? Das war ihnen dann möglich?

Nadja Atzberger: Genau. Aber erst ab 1960. Da war es schrittweise wieder möglich. Und erst 1970 kamen dann wirklich die ersten Familien, die die Ausreisedokumente bekommen haben und die dann tatsächlich nach Deutschland auswandern konnten.

Sylvia Stierstorfer: Eine sehr bewegte Familiengeschichte! Und deshalb ist es auch wichtig, dass das die nächste Generation auch weiß, was es bedeutet oder wo die Wurzeln sind. Irgendwann fängt man mal an und fragt „woher komme ich eigentlich?“ also ihr Kind, ihre Tochter und Enkelkinder. Und deshalb ist es so wichtig, dass wir das auch dokumentieren



Die Beauftragte der Bayerischen Staatsregierung für Aussiedler und Vertriebene

und festhalten. Es gibt auch bei uns viele, viele, die nicht die Informationen haben oder vielleicht nicht wissen, was eigentlich hier passiert ist oder was eben unsere deutschen Mitbürger oder was sie letztendlich hier erlebt haben.

Nadja Atzberger: Ja. Und das alles nur, wegen der Nationalität.

Sylvia Stierstorfer: Ja. Genau, genau. Ja und dann sind sie in der neuen Heimat – jetzt sage ich von der „alten“ in die „neue“ Heimat. Wie ist es ihnen gegangen? Sie haben es am Anfang schon gesagt, Ihnen und Ihrer Familie, hat das gut geklappt? Sind Sie gut empfangen worden?

Nadja Atzberger: Also ich glaube ich kann grundsätzlich für alle Landsleute sagen, dass wir alle gut empfangen wurden. Wir haben ja das Glück, dass unsere Sprache - also gerade die, die nach Bayern gekommen sind – unsere Sprache oder unsere Dialekte, die klingen ja alle sehr, sehr bayerisch. Ich kann sagen, bei diesen ganzen Interviews, die ich auch geführt habe, gerade die Familien die in den 70ern und 80er Jahren nach Deutschland kamen, die hatten alle das Gefühl wieder zuhause zu sein. Die haben alle gesagt: „Das war wie so eine Erlösung. Ich konnte wieder deutsch sein, es hat mich keiner – ich musste nicht aufpassen, wo ich was sage oder in welcher Sprache ich spreche, ich konnte meinen Traditionen wieder nachgehen. Und gerade die Familien, die eben die sibirische Zeit miterlebt haben, da kann ich nur sagen, das war wirklich ganz, ganz große Dankbarkeit, die ich da verspürt habe, wieder hier sein zu dürfen. Ich glaube für die Familien, die in den 90er Jahren ausgewandert sind, da gab es so eine große Vermischung mit den Russlanddeutschen, weil das ja zeitgleich war, diese Welle. Da kann ich auch aus meiner persönlichen Erfahrung sagen: Es war auch für mich, wenn ich am Anfang in der Schule dann als Russlanddeutsche bezeichnet wurde, ein total komisches Gefühl, wieso ich als Russlanddeutsche bezeichnet werde, wenn ich in meinem ganzen Leben Russland noch nie gesehen habe. Ich glaube das kam einfach nur, weil es zeitgleich war. Bei uns wirklich in unserer Familie war es einfach so, mein Uropa ist in den 70ern glaube ich schon hierher ausgewandert, mein Opa und meine Oma in den 80er Jahren und wir eben als Familie, wir wollten natürlich wieder alle zusammen sein, und sind dann 91 hergekommen. Wir hatten einfach das großartige Glück, dass unsere Familie hier schon völlig integriert war. Alle Onkel, Tanten, meines Vaters, die waren alle seit den 70er Jahren hier. Also wir wurden nicht nur von den Einheimischen – also ich persönlich kann nur sagen, ich war das einzige ausländische – was heißt ausländische, ich bin ja nicht mal ausländisch – aber das einzige Kind mit Migrationshintergrund in der damaligen Schule. Klar war es für mich schwierig, weil ich Deutsch lernen musste, aber ja, ich muss sagen ich wurde immer toll aufgenommen.

Sylvia Stierstorfer: Das ist schön, dass der Weg so war. Aber wir sehen auch, wie wichtig das ist, Geschichtsunterricht – hat sich da die Schule, oder in der Klasse, ist das einmal erklärt worden, wo Sie herkommen?

Nadja Atzberger: Das war dann eher in den älteren Jahrgangsstufen dann. Weil es mir persönlich wichtig war zu sagen „Nein, Leute, ich bin keine Russin oder ich bin keine Russlanddeutsche.“ Dann war es mehr aus mir heraus, dass es mir wichtig war zu sagen „da gibt es einen Unterschied.“ Aber jetzt aus dem Geschichtsunterricht heraus – nein.

Sylvia Stierstorfer: Nicht. Also dass man dieses Thema mal zum Anlass genommen hätte in der Schule mal darüber zu sprechen, war nicht der Fall.

Nadja Atzberger: Da kann ich mich jetzt nicht daran erinnern, nein.



Die Beauftragte der Bayerischen Staatsregierung für Aussiedler und Vertriebene

Sylvia Stierstorfer: Was haben Sie an Bräuchen oder Traditionen oder Rezepten? Was ist denn Ihnen da – ja, weil Sie das am Anfang ja auch gesagt haben – was ist Ihnen da wichtig? Was haben Sie mitgebracht?

Nadja Atzberger: Ich glaube wir haben ganz, ganz viele Bräuche mitgebracht. Das sind natürlich alles religiöse Bräuche, ob zu Ostern oder zu Weihnachten oder an Kirchweih, was in jedem Dorf jährlich gefeiert wurde. Ich glaube das besondere bei uns, bei den Karpatendeutschen aus Ruthenien, ist, einfach jedes Dorf hatte so seine Wurzeln. Es gab ein Dorf, wo die Deutschen vornehmend aus Franken kamen, dann das nächste Dorf, wo die Deutschen vor allem aus Böhmen oder dem Sudetenland kamen und deswegen ist bei uns ein bisschen die Besonderheit, dass es von Dorf zu Dorf zwischen den ehemaligen Dörfern in der heutigen Karpatoukraine teilweise andere oder etwas anders angepasste Bräuche gibt. Ich mache ein Beispiel: Klar, Christbaumschmücken um Weihnachten. Ich glaube so das besondere bei uns war immer das Weihnachtssingen. Und in dem einen Dorf, da bastelte man einen Weihnachtsstern, wie so eine Laterne, und ging dann von Haus zu Haus und sang vor, bei uns im Dorf haben sich immer zwei, drei Kinder zusammengetan und wir sind von Haus zu Haus gegangen. Wir haben uns unter ein Fenster gestellt – wir wussten ja, wo die Deutschen wohnen – und haben uns davor hingestellt und haben einfach Weihnachtslieder gesungen. Also Dankeschön haben wir dann entweder Geld oder irgendwie Süßigkeiten oder eine Kleinigkeit bekommen. Und Sie sagen „und wie ist es heute?“ Ja, auch heute leben wir diese Tradition. Bevor wir, während der Weihnachtszeit, in irgendein Karpatendeutsches Haus gehen, da wird erst geklopft oder geklingelt, und dann ist die erste Frage: „Ist das Weihnachtssingen erlaubt?“ So, wie wir es früher gemacht haben. Und das wird, bevor irgendjemand in dieses Haus eintritt, da stehen wir da und wir singen. Ob das jetzt „Stille Nacht“ ist oder „Alle Jahre wieder“, genau die Lieder, die wir dort auch gesungen haben. Genauso machen wir es hier auch. Und ich habe vorher mal drüber nachgedacht und habe meine Tochter gefragt: „Wie ist denn das so?“ Weil sie macht das ja jetzt auch, sie erlebt das ja jetzt auch, ob wir jetzt Opa besuchen oder Uroma besuchen, oder eine Tante oder einen Bekannten, dass wir das ja jedes Jahr genauso machen. Und sie sagt: „Ja, Mama, das ist manchmal lustig, manchmal sehe ich es auch als Pflicht, aber es gehört irgendwie zu Weihnachten dazu.“ Und genauso finde ich es auch. Es ist einfach so eine Tradition, die wir bis heute einfach leben und die einfach irgendwie zu Weihnachten bei uns dazugehört. Früher als Kind hatten wir dann immer einen Spruch, wenn man nichts gekriegt hat, oder wenn derjenige nur dastand und gewartet hat, ob man nochmal singt. Da haben wir immer gesagt „Wünsche, wünsche, woas net woas, greifts in d Taschn, gebts mer was.“ Und das ist halt heute noch so. Wenn man dann von Haus zu Haus geht und dann nichts kommt, dann wird halt der Spruch aufgesagt und dann weiß jeder, was zu tun ist.

Sylvia Stierstorfer: Und haben Sie ein besonderes Rezept oder etwas von der Küche her?

Nadja Atzberger: Ich glaube, da ist es genauso. Das ist echt von Dorf zu Dorf wahrscheinlich sehr unterschiedlich. Ich glaube, was in allen Dörfern gleich war, war natürlich, dass man zu Ostern zum Beispiel ein Osterbrot gebacken hat. Hier gibt es ja dieses Lamm. Wir hatten kein Lamm, wir hatten ein Osterbrot. Ansonsten fallen mir, ja natürlich bestimmte Plätzchenrezepte oder so ein. Aber als Gericht – da ist, würde ich sagen, die Küche bei uns glaube ich schon so verwaschen, auch mit ungarischen oder auch slowakischen Rezepten, dass ich wirklich nicht sagen könnt, genau das war so traditionell unser Gericht. Bei uns gab es ja zu Ostern immer das „Schütten“. Ich weiß nicht, ob Sie das kennen? Da werden Mädels, noch junge, unverheiratete Frauen, wurden mit Parfüm begossen.

Sylvia Stierstorfer: Nein, kenne ich nicht!



Die Beauftragte der Bayerischen Staatsregierung für Aussiedler und Vertriebene

Nadja Atzberger: Und da gibt es auch Nuancen, oder Unterschiede einfach. Also die Mädchen, oder die jungen Frauen, die mussten zu Ostern immer zuhause bleiben und die jungen Männer sind dann von Haus zu Haus gegangen und haben quasi die noch unverheirateten Frauen mit Parfüm begossen. Und das sollte den jungen Frauen, oder den Mädchen, Fruchtbarkeit, Gesundheit, Lebenskraft schenken. Und das ist auch heute noch so. Also mein Mann muss am Ostermontag, wenn er aufsteht, ist das erste, was er machen muss: Er muss die Parfümflasche holen, auch, wenn er kein Karpatendeutscher ist, sondern ein urechter Niederbayer. Aber das gehört einfach dazu. Da muss der sich unseren Traditionen beugen. Aber auch da ab es natürlich kleine Nuancen, oder Änderungen, zwischen verschiedenen Dörfern. Zum Beispiel in Pausching war es so, dass sich dann die Mädchen versteckt haben, weil da nicht unbedingt jemand mit Parfüm gekommen ist, sondern da konnte es passieren, dass man dann mit einem Eimer Wasser begossen wurde, wenn das Mädchen erwischt wurde. Und ich hab gehört, dass in Pausching, wenn der Junge kam, dann hat er gesagt: „Gat mar Ei, schütt eu o“, also „Gib mir ein Ei, dann gieß ich dich ab“ - Ich hoffe, die Pauschinger verzeihen mir, wenn ich es nicht korrekt ausgesprochen habe – weil, sobald man mit Parfüm begossen wurde oder eben mit Wasser, dann gab es als Geschenk für den jungen Mann immer ein schön verziertes, schön angemaltes Osterei.

Sylvia Stierstorfer: Sehr schön! Sehr, sehr schöner Brauch! Schön, wenn das auch so weitererzählt, oder vielleicht sogar weitergeführt wird.

Nadja Atzberger: Ich hoff's! Ich hoff's!

Sylvia Stierstorfer: Was ist einzigartig an ihnen, bei den Karpatendeutschen und wie würden Sie die Karpatendeutschen aus Ruthenien in drei Sätzen beschreiben?

Nadja Atzberger: Ich glaube, bevor ich sage warum wir einzigartig sind, muss ich erst sagen, warum die Gegend einzigartig ist. Nicht nur, weil ich das Fleckchen Erde der Karpatoukraine so schön finde, sondern einfach, weil es so eine wahnsinnige Geschichte hat. Ich habe ja erzählt, dass sich ja – die Herrschaft hat sich ja da oft gewechselt. Wer zum Beispiel zwischen 1918 und 1945 in der heutigen Karpatoukraine gelebt hat, der hat mehrfach seine Bürgerschaft gewechselt ohne seinen Wohnort geändert zu haben. Also erst war es ja Österreich-Ungarische Monarchie, dann, 1919, wurde es Tschechoslowakei. Am 15.01.1939 war es einen Tag lang eine eigenständige Regierung und ging damals als die „Eintagesrepublik“ in die Geschichte ein. Und die trug damals den Namen Ruthenien, deswegen haben wir das auch im Vereinsnamen gewählt. Anschließend hatte es zu Ungarn gehört und 1945 wurde es Sowjetunion, beziehungsweise dann Ukraine. Und, ich glaube ich hatte das vor dem Interview auch schon gesagt, in dem Gebiet haben ganz, ganz viele unterschiedliche Nationalitäten zusammengelebt. Und zwar immer friedlich zusammengelebt. Das heißt auch die Deutschen, die da gelebt haben: Man hat ein paar Brocken Ungarisch gekonnt, man hat ein paar Brocken Slowakisch gekonnt, und eben jetzt dann später Ukrainisch und Russisch. Also ich glaube, was uns deswegen einzigartig macht, ist zum einen, uns verbindet natürlich die gemeinsame Geschichte und natürlich die Liebe auch zur Karpatoukraine. Wir Karpatendeutschen aus Ruthenien, wir sind es gewohnt, mit ganz vielen unterschiedlichen Nationalitäten zusammenzuleben, andere Bräuche und andere Kulturen zu achten und von anderen zu lernen. Wir waren und wir sind schon immer Europäer gewesen. Und ich glaube, es einfach gewohnt, nicht nur hart zu arbeiten, sondern wir als Menschen, wir als Karpatendeutschen, wir sind sehr gastfreundlich. Ei uns gibt es immer den Spruch „Mein Haus ist dein Haus“. Europäer und gastfreundlich – so würde ich uns bezeichnen.



Die Beauftragte der Bayerischen Staatsregierung für Aussiedler und Vertriebene

Sylvia Stierstorfer: Ja, und vielen Dank – Wie wichtig das ist, dass man eben immer friedlich zusammengelebt hat und umso schöner ist es, dass Sie sich hier engagieren, dass sich diese Kultur weiterträgt, oder eben das kulturelle Erbe, aber auch die Geschichte. Das war für mich jetzt auch ein Stück Geschichtsunterricht. Vielen lieben Dank! Ja, wir haben ja heuer – Sie haben angesprochen, was Sie damals bewegt hat: 70 Jahre Vertreibung – wir haben heuer 75 Jahre Flucht und Vertreibung. Was wünschen Sie sich, eben von ihrer neuen Heimat und den Einheimischen 75 Jahre danach? Wie würden Sie in die Zukunft schauen? Welche Schwerpunkte möchten Sie in Ihrer Arbeit setzen?

Nadja Atzberger: Also was wünsche ich mir? Zum einen, ich glaube das hat man heute im Interview gemerkt, es ist ein großes Bedürfnis von mir einfach unsere individuelle und ganz spezielle Geschichte zu erzählen. Einfach weil wir eine sehr kleine Gruppe sind, im Vergleich zu vielen anderen ganz großen Landsmannschaften. Wir sind nicht so groß, wir sind klein haben aber eine ganz eigene, persönliche Geschichte. Wir sind die karpatendeutschen aus Ruthenien und ich, ich wünsche mir, dass wir das auch den, in Führungszeichen, Einheimischen besser vermitteln können. Dass wir gar nicht so weit weg sind. Egal ob es jetzt Traditionen oder Bräuche oder unsere Gedankenwelt ist. Und ich hoffe einfach, dass allein schon durch dieses Interview, dass das dazu beiträgt das irgendwie besser vermitteln zu können. Und natürlich ist und wird auch das weiterhin einer meiner Schwerpunkte sein. Aber mein Wunsch – ich glaube mein Wunsch ist einfach nur, dass wir friedlich miteinander leben und gut auskommen, ganz egal wo, ob das hier, ob das in der Karpatoukraine ist. Egal wo auf der Welt. Ich glaube, das ist wichtig. Es hat jahrelang, ja auch Jahrhunderte lang funktioniert und dass es genauso weiter bleibt. Ich persönlich, weil Sie das vorhin noch gesagt haben mit „neue Heimat“, für mich ist das hier ja nicht irgendwie meine neue Heimat. Ich habe einfach dieses Glück: ich habe zwei Heimaten. Ich wünsche mir einfach nur, dass ich auch weiterhin das Beste aus diesen zwei Welten leben kann. Und Schwerpunkt von meiner Arbeit - ich hoffe, ich glaube, das ist etwas, was ich, was nicht nur unsere Landsleute denken, sondern wir alle gerade im Augenblick denken: Ich wünsche mir einfach nur, dass wir gesund bleiben und dass wir bald wieder unsere Arbeit einfach aktiver wieder gestalten können. Dass wir uns wieder treffen können.

Sylvia Stierstorfer: Liebe Frau Atzberger, ich sage vielen lieben Dank für dieses großartige Interview! Diesen Einblick in die Geschichte der Landsmannschaft der Ruthenien – der Karpatendeutschen und ich sage nochmal ein herzliches Dankeschön für Ihr Engagement, für Ihren Einsatz. Und das ist wichtig, weil es auch für unsere junge Generation oder die zukünftige Generation auch wichtig ist und weil man noch weiter weg ist oder die Zeitzeugen dann nicht mehr so in unserer Mitte sind, dass wir das weitertragen, welchen Schatz wir haben und das Miteinander, dass man letztendlich zwei Heimaten hat: Die „alte“, ich sage das jetzt trotzdem, wo man aufgewachsen ist, aber natürlich auch die „neue“. Und das zu verbinden und das ist glaube ich in Frieden, Freiheit, Würde gemeinsam leben zu können, ich glaube, das ist ein wichtiger Punkt. Ich sage Danke nochmal für das Interview, wünsche Ihnen und der Landsmannschaft persönlich alles Gute!

Nadja Atzberger: Danke!

Das Gespräch fand am 10. Juni 2020 statt.